

A grayscale illustration of a river scene. In the foreground, a Native American man in profile, wearing a feathered headdress and holding a rifle, looks across the water. In the middle ground, a small raft with two people is on the river. The background features jagged mountains and dense foliage on the banks.

Craig Massey

Die Rache des Takoma

Jung@Jünger

INHALT

Das ausgebrannte Indianerdorf	7
Der kleine Wilde	24
Ein Indianer	38
Hängt ihn auf!	54
Ein Feigling, und betrunken dazu	71
Mutige gesucht	88
Ich liebe sie	102
In der Falle	118
Das schwimmende Haus	124
Takoma	132
Das verschwundene Floß	150
Dem Floß nach	165
Das ist doch meine Becky!	181
Wir können nicht hierbleiben!	199
Willst du mich heiraten?	214

DAS AUSGEBRANNT INDIANERDORF

George Lockan hielt das Ruder hoch und beobachtete, wie das Wasser vom Ruderblatt tropfte. Er schüttelte die letzten Tropfen ab, legte das Ruder auf den Boden des Kanus und ließ sich von der Strömung flussabwärts treiben.

Seufzend streckte er seine müden Beine aus und entspannte sich ein wenig. Dann beugte er sich vor und zog einen Zettel aus dem Lederbeutel, der unter dem Mittelsitz festgebunden war.

Das hätten wir geschafft, dachte er, als er die Landkarte studierte, die Carl Ives gezeichnet hatte. Mit dem Finger verfolgte er die breite Linie, die von Norden nach Süden führte und den Verlauf des Flusses andeutete. Carl hatte darübergeschrieben: »Das ist Fort Killypox.«

Der Weg vom Fort bis zu der Stelle am Fluss, wo die kleine Stadt Northbrook lag, war punktiert. Etwas tiefer, am Westufer des Flusses, standen die Worte: »Espengehölz, Stämme von Bibern gefällt.«

Da bin ich heute früh vorbeigekommen, erinnerte sich George.

An anderer Stelle hatte Carl geschrieben: »Gefährliche Strecke. Strudel am Ende der Stromschnellen. Schlage vor, hier anzulegen (an dieser Stelle war ein Punkt am Ostufer). Habe die Stelle mit einem Steinhaufen markiert.«

George blinzelte, schaute flussabwärts und sagte nachdenklich: »Das kann nicht sehr weit weg sein. Eigentlich müsste ich es bis dorthin heute noch schaffen.«

Noch einmal warf er einen flüchtigen Blick auf die Karte und entdeckte zwei weitere Anmerkungen. Eine lautete: »Ausgebranntes Indianerdorf«, und unten hatte Carl in großen, kräftigen Buchstaben auf das Papier gekritzelt: »Hier ist Greenfield. Da werden wir uns treffen.«

George faltete die Karte zusammen und verstaute sie in dem Beutel, den er anschließend wieder unter dem Sitz festband. Dann begann er, weiterzupaddeln.

»Alter Fluss«, sagte er laut vor sich hin, »Carl schreibt, du seist hier in der Gegend irgendwo gefährlich. Ich finde das aber gar nicht. Du fließt so träge dahin!«

In den zwei Tagen, die er jetzt schon unterwegs war, war er immer wieder überrascht und erfreut gewesen, mit welcher Geschwindigkeit das Boot über das Wasser glitt. Er staunte über die Kunstfertigkeit des Indianers, der die Rinde gesammelt und sie um den leichten Nuss-

baumrahmen herum befestigt hatte. Die einzelnen Rindenstücke lagen genau in der richtigen Position und die Fugen waren mit viel braunem Harz überstrichen und dadurch wasserdicht gemacht. George wusste: Das war erstklassige indianische Handarbeit.

Auf den ersten Blick hatte das Boot einen ziemlich plumpen Eindruck gemacht, aber der Siedler, von dem er es in Northbrook gekauft hatte, hatte ihm erklärt: »Der Indianer, der dieses Boot gebaut hat, verstand etwas von seinem Handwerk. Es ist wie ein Fisch im Wasser – leicht, schnell und geschmeidig. Nach allem, was Sie mir von Ihren Paddelkünsten erzählt haben, wird es höchstens eine halbe Stunde dauern, bis Sie mit dem hier zurechtkommen.« George hatte bald festgestellt, dass der Siedler recht gehabt hatte.

Nachdem der Handel abgeschlossen war, hatte George gefragt: »Wie sind Sie denn an das Boot gekommen?« Und der Mann hatte knurrend geantwortet: »Als die Zeiten noch friedlich waren, habe ich es von einem Indianer gekauft. Vor einiger Zeit wurde er getötet. Getötet, als er unsere Stadt überfiel! Merkwürdige Sachen passieren doch im Krieg. Früher war dieser Indianer freundlich zu uns gewesen und wir zu ihm.« Der Mann machte eine hilflose Bewegung mit der Hand. »Aber jetzt ...« Bekümmert schwie er.

Diese Antwort hatte George aufgewühlt, und wieder einmal fragte er sich: *Warum können wir nicht mit Worten kämpfen statt mit Gewehren? Dann könnte man sich viel mehr über den Sieg freuen, denn dann hätten Logik und Liebe eine Chance, zum Zug zu kommen.*

Die frühe Nachmittagssonne schien warm und angenehm aufs Wasser. George paddelte gemächlich und genoss die ständig wechselnde Landschaft am Ufer des Flusses, der sich durch Wälder und Berge südwärts wand. Wilde Tiere sah er mehr als genug: Hirsche, Bären und jede Menge kleinerer Tiere wie Enten, Gänse und andere Vögel.

Nach etwa anderthalb Kilometern wurde die Strömung stärker. Das Rudern ging einfacher. *Jetzt habe ich wohl bald die gefährliche Strecke erreicht*, dachte er. *Allmählich muss ich die Landestelle suchen.*

Das Wasser schlug schäumend an die Felsbrocken am Ufer.

»Da ist sie!«, rief er, als er am linken Ufer eine etwa zwei Meter hohe Steinpyramide sah.

George zögerte. Die Strömung war stark, aber es sah nicht gefährlich aus.

Durch dieses kurze Zögern hatte er die Möglichkeit, an Land zu gehen, verpasst. Das Kanu schoss vorwärts, vorbei an der Landestelle und hinein in eine Schlucht

aus grauschwarzen Felsen, die zu beiden Seiten steil aufragten.

Das Wasser donnerte und toste, dass es ihm in den Ohren dröhnte. Mit aller Gewalt versuchte George, das Ufer zu erreichen. Doch umsonst. Die reißende Strömung trotzte seiner Kraft.

Plötzlich packte ihn die Angst. Noch nie in seinem Leben war er sich so hilflos vorgekommen. In seiner Verzweiflung schrie er zu Gott: »O Herr, hilf mir!«

Eine schäumende Welle schwappte über den Bug. Vor ihm tauchte ein Felsbrocken auf. Eine schmale Fahrrinne führte rechts daran vorbei. George drückte das Paddel tief ins Wasser und hielt es krampfhaft fest. Dadurch schlug das Boot nach rechts aus, streifte einen Felsblock, schoss vorbei und tauchte mitten hinein in die schäumende Gischt.

»Puh!«, rief George. »Das ist ja furchtbar!«

In dem Getöse gingen seine Worte unter. Er hatte kaum Zeit zum Denken, geschweige denn zum Handeln. Er jagte die mit Geröll gefüllte Schlucht hinunter. Immer wieder versuchte er, mit dem Paddel zu bremsen, und schaffte es kaum, an den scharfen Felszacken vorbeizukommen.

Dann machte der Fluss eine Biegung nach Westen und donnerte am Fuß eines überhängenden Felsens entlang.

Zweimal wurde George von der schäumenden Gischt völlig eingehüllt.

Plötzlich stellte sich das Kanu quer, schwankte gefährlich, drehte sich hilflos einmal, zweimal, dreimal um die eigene Achse, dann kam es wie durch ein Wunder wieder in Fahrtrichtung und jagte weiter. Das Paddel machte sich in Georges Hand selbstständig, es drehte sich, schlug und zerrte, sodass er Angst bekam, seine Handgelenke würden brechen. Die Schultern brannten vor Schmerz. Es war grauenhaft!

Obwohl die Sonne hell schien, war es in der Schlucht ziemlich dunkel. Ganze Gischtwolken wurden nach oben geschleudert.

Noch nie war George mit solch einer Geschwindigkeit vorwärtsgetrieben worden. Einige Hundert Meter weit bahnte sich der Fluss seinen Weg durch die Schlucht, erst nach Westen, dann nach Osten, bis er in eine Art See mit ruhigerem Wasser mündete.

George warf den Kopf zurück, strich sich die nassen Haare aus der Stirn und rief: »So, das hätten wir geschafft!« Aber noch war es nicht so weit. Fast im selben Augenblick wurde das Boot aus dem ruhigen Wasser hinausgetrieben und stürzte einige Stromschnellen hinunter, die fast so steil waren wie ein Wasserfall, und landete schließlich wieder in einer breiten, kesselförmigen Schlucht.

Auf den ersten Blick erschien das Wasser träge. George bemerkte jedoch, wie die Strömung in weitem Bogen einen Kreis zog und in einer riesigen, wellenförmigen Schlangenbewegung nach innen zum Mittelpunkt hintrieb. Der Sog nach unten war hier so stark, dass die Wasseroberfläche im Zentrum gut einen Meter unter der normalen Höhe lag.

»Der Strudel!«, stieß George entsetzt hervor. »Wenn ich da drin lande, habe ich keine Chance mehr!«

Seine Arme spürte er nicht mehr. Einen Augenblick ruhte er sich aus, während das Kanu dem äußeren Rand des Strudels folgte. Schon zog ihn die Strömung langsam zum Zentrum hin.

Er wusste, dass er nicht einfach am Strudel vorbeipaddeln konnte. Seine größte Chance lag darin, sich an den Rand zu halten. Er sah die Felsöffnung, durch die der Fluss südwärts hinabstürzte. Mit schwindender Kraft hob er das Paddel und versuchte, sich gegen die Gewalt des Wassers zu wehren. Mit unglaublicher Geschwindigkeit schoss sein Boot am Ausgang vorbei zurück nach Norden. Einen Augenblick später war er wieder an der Stelle, wo er in den Kessel hereingekommen war. Dann ging es wieder im Kreis nach Süden.

Plötzlich tauchte links von ihm ein treibender Baumstamm wie ein Ungetüm auf. Der Stamm hatte am Ende

einen Durchmesser von gut einem Meter. George beobachtete voll Schrecken, wie der Baum in den Mittelpunkt des Strudels gezerrt wurde. Die Wurzeln wurden nach unten gezogen, der Stamm richtete sich senkrecht auf und hob seine Zweige zum Himmel. Dann verschwand er langsam unter der Wasseroberfläche.

Sollte das mein Ende sein?, dachte George entsetzt.
»O Herr, dein Wille geschehe!«

Zweimal kreiste er in der kesselförmigen Schlucht und versuchte verzweifelt, den Ausgang zu erreichen, aber jedes Mal wurde er durch die unbarmherzige Gewalt des Flusses vorbeigetrieben.

George war am Ende seiner Kraft. Er ließ die Schultern hängen und lehnte sich halb tot vor Erschöpfung zurück. Eigentlich brauchte er jetzt dringend eine Verschnaufpause, doch das Kanu glitt bereits wieder am Rand des Strudels entlang.

Er rang nach Atem. »O Herr, o Herr!«, schrie er, schnellte mit einem Ruck auf und stach das Paddel in das tosende Wasser.

Das Kanu schien zu zögern. Immer wieder stemmte er das Paddel in die Flut und arbeitete mit aller Kraft. Schließlich ließ der Sog nach, das Boot glitt über den äußeren Rand des Strudels hinweg und schoss weiter flussabwärts.

George atmete auf. Aber schon stellte sich das Kanu quer, schlug gegen einen Felsen und kippte um. Verzweifelt kämpfte George gegen die Strömung und strampelte heftig, um an die Wasseroberfläche zu kommen. Als er schließlich auftauchte, sog er die Luft ein und wedelte mit den Armen, um sich über Wasser zu halten. Das Kanu trieb kieloben an ihm vorbei. George tauchte, suchte mit steifen Fingern nach einem Halt und hielt sich dann an dem Boot fest.

Plötzlich war alles vorbei. Das Kanu trieb aus der Schlucht hinaus in ein breites, sonnenbeschienenes Tal, in dem der Fluss wieder ruhig dahinfloss. George arbeitete sich bis zur Mitte des Kanus vor und kletterte hinein. Er war völlig erschöpft. Der Länge nach warf er sich ins Boot und ließ die Arme zu beiden Seiten über die Bootswand hängen.

In den ersten zehn Minuten hatte er Mühe zu atmen. Dann erholte er sich langsam. Er war gerettet! Voller Freude und Dank flüsterte er: »O Herr, du hast mich durchgebracht. Ich danke dir!«

Das Kanu trieb stromabwärts. Allmählich kehrten seine Kräfte in den schmerzenden Körper zurück. Schließlich lenkte er das Boot an einen breiten Sandstrand.

Als George das flache Wasser erreichte, rutschte er aus,

richtete sich taumelnd wieder auf und zog das Boot an Land. Die Anstrengung war fast zu viel für ihn gewesen. Er machte drei Schritte, stolperte und ließ sich in das herrlich weiche Gras fallen, wo er mit dem Gesicht nach unten liegen blieb. Die Nachmittagssonne wärmte seinen durchnässten und müden Körper und er schlief sofort ein.

Nach einer halben Stunde erwachte George wieder. Er kämpfte sich in eine sitzende Position. *Was für ein Erlebnis!*, dachte er. *Noch nie in meinem Leben bin ich dem Tod so nah gewesen! Aber jetzt, wo ich es überlebt habe, würde ich diese Reise für nichts in der Welt eintauschen.*

Er schaute auf das ruhige Wasser. Es floss dahin, als ob nichts gewesen wäre.

Liebevoll betrachtete George das Kanu. Nicht einmal eine Schramme war zu sehen. Dieser Indianer hatte wirklich gute Arbeit geleistet.

Er zog seine durchnässten Kleider aus, wrang das Wasser aus Hemd und Hose und hing sie an einen Baum zum Trocknen. Auch seine Mokassins zog er aus, stellte sie auf einen Felsen und machte sich daran, seine Sachen im Boot zu untersuchen. Fast alles war durchnässt: die Wolldecken, die Kleider zum Wechseln, die Muskete und der Nahrungsmittelvorrat.

Nur zwei Dinge waren trocken geblieben: das Pulver

im Horn und der Inhalt seines wasserdichten Lederbeutels, nämlich die Bibel, Carls Landkarte und der Brief.

Inzwischen hatte er den Brief schon so oft gelesen, dass er ihn fast auswendig kannte. Dennoch las er ihn noch einmal, denn er war so etwas wie ein Bindeglied zwischen dieser Stelle in der Wildnis und den Lieben, die irgendwo flussabwärts waren.

»Lieber George!

Es war ein harter Winter in Fort Killypox. Wir hatten Nahrungsmittelknappheit und eine Menge anderer Probleme und Schwierigkeiten. Zweimal wurden wir von Indianern überfallen und verloren drei Männer – dazu einiges an Vieh. Anfang Dezember hatten alle Familien aus einem Gebiet bis zu dreißig Kilometern Entfernung bei uns Schutz gesucht. Das Gedränge war fürchterlich. Es dauerte nicht lange, dann brach zwischen einigen Familien Streit aus. Ich kann mir nicht denken, jemals etwas so Trauriges erlebt zu haben.

Als Du weg warst, bauten Mr Watson und ich eine neue Hütte. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie verzweifelt wir waren, als die Indianer sie eine Woche nach der Fertigstellung entdeckten und niederbrannten. Der Herr hatte uns in seiner Voraussicht so geführt, dass wir an diesem

Morgen zum Fort gefahren waren. Kaum waren wir dort angekommen, da berichtete einer unserer Leute uns von dem Brand.

Wie ich schon erwähnte, war die Lage hier alles andere als rosig. Doch es wurde noch schlimmer.

Mitte Februar standen wir buchstäblich vor dem Verhungern. Trotz der Kälte und des Schnees entschlossen sich die Watsons und ich, nach Greenfield in den Süden zu ziehen. Dort gab es mehr Lebensmittel und das Leben war leichter für uns.

Ursprünglich hatten wir beabsichtigt, nach Killypox zurückzukehren, aber nach eingehenden Überlegungen beschlossen wir, in Greenfield zu bleiben, denn die Stadt wächst und ist als Handelsplatz günstig gelegen.

Bei Deinem Abschied sagtest Du, dass Du auf jeden Fall zurückkehren wolltest, um bei uns in Killypox zu bleiben. Wir hoffen, dass Du nun ebenso fest entschlossen bist, zu uns nach Greenfield zu kommen.

Während ich diesen Brief schreibe, sitze ich im Blockhaus in Fort Killypox. Ich bin hergekommen, um den Rest unserer Habseligkeiten in den Süden zu schaffen, und hatte gehofft, bis zu Deinem Eintreffen hierbleiben zu können. Aber der Frühling ist schon fast vorüber, und da Du bis jetzt noch nicht gekommen bist, werde ich allein zurückkehren.

Ich habe eine Landkarte gezeichnet, die Dir den Weg zu uns zeigt, wenn Du kommst.

Die meisten der gegen uns kämpfenden Indianer und Engländer wurden nach Fort Niagara zurückgedrängt. Deshalb sind die Gefahren, die der Krieg mit sich bringt, jetzt nicht mehr so groß. Doch während ich dies schreibe, gehen Gerüchte um, dass die Indianer wieder einmal die Siedler überfallen wollen. Sei vorsichtig!«

Den letzten Absatz las George am liebsten. Er kannte ihn auswendig, und doch las er ihn immer wieder gern:

»Maud Watson sagte nicht viel, als ich Abschied nahm, aber ihr Gesicht zeigte, dass sie sich Sorgen um Dich macht. Sie denkt viel an Dich, und sicher denkst Du auch oft an sie.

George, wir haben Dich alle sehr gern und beten ständig für Dich. Wir erbitten für Dich dasselbe, was Paulus für die Gemeinde in Kolossä erbat. Siehe Kolosser 1,9.

Es grüßt Dich ganz herzlich Dein

Carl Ives.«

Am besten mache ich mich jetzt wieder auf den Weg, dachte George. Denn bald sehe ich sie wieder.

Er zog seine Kleider an. Sie waren zwar noch etwas feucht, aber die Sonne hatte sie gut durchwärmt. Dann packte er seine Sachen wieder ins Boot und breitete sie auf dem Boden aus, damit sie während der Fahrt trocknen konnten.

Während George das Boot ins Wasser schob, sagte er vor sich hin: »Der Herr hat mich gerettet, das ist wahr. Nur mein Paddel fehlt noch.«

Ein blauweißer Eisvogel flog auf der Jagd nach kleinen Fischen flussaufwärts. »Hast du mein Paddel gesehen?«, rief George ihm zu. Der Vogel drehte ab, stieß einen Warnschrei aus und verschwand.

»Dann eben nicht!« George lachte und suchte etwas, was als Paddel zu gebrauchen war. Das Beste, was er fand, war ein unförmiges Stück Treibholz, aber mithilfe der Strömung würde es schon gehen.

Er ließ sich Zeit, denn seine Arme und Beine waren noch immer wie gelähmt. Dann zog er seine Bibel hervor, legte sie sich auf den Schoß und las den 23. Psalm. Er begann, die Worte zu singen.

Schließlich veränderte er sie, um seiner Freude Ausdruck zu verleihen: »Ja, Herr, du bist mein Hirte! Du hast mir alles gegeben, was ich brauche. Du hast dafür gesorgt, dass ich mich ausruhen konnte im grünen Gras.

Du hast mich in dieses ruhige Wasser geführt. Du hast mir wieder neuen Mut gegeben. Du hast mich gerecht gemacht, weil ich deinen Sohn als meinen Retter angenommen habe. Obwohl ich in der Schlucht dem Tod sehr nah war, hast du die Angst von mir genommen. Ja, mit Güte und Barmherzigkeit hast du mich bisher umgeben alle Tage meines Lebens, und ich weiß, dass ich einst immer bei dir sein werde.«

Diese Worte sang George immer wieder, so groß war seine Freude. Er sang für den Habicht, die Schwalben und die Enten, er sang für den Wald, vor allem aber sang er für seinen Herrn.

»Alter Fluss«, sagte er dann, »du hast ja keine Ahnung von der Freude, die ich habe. Du hast keine Gefühle wie ein Mensch, weil du keine Seele hast und kein Herz. Du bestehst nur aus Wasser, Felsen, Schlamm und Sand. Deine Freunde sind die Vögel, die Fische und all die anderen Tiere, die Bäume am Ufer und der Himmel. Sie alle können nicht mit dir sprechen oder dich lieben. Sie haben ihre eigene Sprache.«

George legte sein Treibholzpaddel ins Boot und ließ sich von der Strömung ziehen.

»Ich habe Freunde«, fuhr er fort, »liebe Freunde. Bald werde ich bei ihnen sein. Mein Lied eben war aber für

meinen größten Freund, für Jesus Christus. Er hat mich so sehr geliebt, dass er am Kreuz sein Leben gab, um mich zu retten.«

Plötzlich entdeckte George sein Paddel im Schilf am Ufer.

»Jetzt habe ich alles wieder beisammen!«, rief er voller Freude, als er bald darauf sein Paddel wieder in der Hand hielt. Nun ging es noch schneller vorwärts.

Eine aufgeschreckte Ente klatschte mit den blau gefleckten Flügeln aufs Wasser und flatterte durch die Luft.

»Lass uns ein Wettrennen machen!«, rief George.

Aber die Ente verschwand, noch bevor er einige Meter zurückgelegt hatte.

Langsam wurde es Abend. Erfrischende, kühle Luft stieg aus den feuchten Wäldern auf. George sah immer mehr Tiere, die am Ufer herumstöberten. Eichhörnchen turnten durch die Bäume; ein Rudel Rehe graste am Rand eines Sumpfes und schaute auf, als er vorbeiruderte. Die Luft war erfüllt vom Gesang der Walddrosseln, Rotkehlchen und Goldamseln.

Jetzt muss ich mir langsam einen Lagerplatz suchen, dachte George. Ich bin todmüde. Wenn ich richtig gerechnet habe, wird dies wohl die letzte Nacht unter freiem Himmel sein. Morgen müsste ich in Greenfield ankommen.

Auch die Tiere schienen müde zu werden. Es wurde still um ihn her. Tief atmete George die frische Abendluft ein.

Nach einer scharfen Flussbiegung erwachte Georges Interesse noch einmal. Am Ostufer hob sich eine schwarze Stelle gegen das Grün des Waldes ab.

»Das muss das ausgebrannte Indianerdorf sein!«, murmelte er vor sich hin.

DER KLEINE WILDE

Die verkohlten Überreste von siebzehn Baumrindenhütten waren über eine große Lichtung verstreut. Am Rand der Lichtung, abseits der schwarzen Haufen, stand eine Hütte, die zwar dem Feuer entkommen war, bei der aber Wind, Schnee, Regen und Sonne das Übrige getan hatten. Das Dach hing durch, eine Wand war eingestürzt und die Stützen, die die Rindenteile zusammenhielten, waren verzogen oder gebrochen.

Wo früher Mokassins den Boden festgestampft hatten, stand jetzt mannshohes Unkraut, das nur noch von abgebrochenen Baumstämmen überragt wurde.

George legte das Paddel vor sich ins Boot und ließ sich am Indianerdorf vorbeitreiben. Die Freude von vorhin war fort. Stattdessen überkam ihn ein beklemmendes Gefühl. Schweißtropfen traten auf seine Stirn und brannten ihm in den Augen. Er hatte so etwas schon öfter gesehen – nicht nur zerstörte Indianerdörfer, sondern auch verkohlte Überreste dort, wo Siedler ihr Lebenswerk aufgebaut hatten. Aber immer wieder, wenn er die Folgen des Krieges sah, war er tief betroffen.

Achtzehn Baumrindenhütten!, dachte er. *Achtzehn*

Familien haben hier gelebt; achtzehn Frauen, achtzehn Krieger und viele Kinder. Wo mögen sie jetzt sein?

Er tauchte das Paddel wieder ins Wasser und fuhr weiter flussabwärts, doch das Bild des ausgebrannten Dorfes stand noch immer vor seinen Augen.

Er wendete sein Boot, fuhr zurück und erreichte bald wieder das zerstörte Dorf. Er betrachtete es noch einmal einige Augenblicke, legte am Ufer an und kletterte die Anhöhe hinauf. Sofort begann er, die verkohlten Überreste zu untersuchen.

Die Mühlsteine zum Mahlen des Getreides waren von Unkraut überwuchert und kaum noch zu sehen. Beim Herumstöbern fand George eine Reihe von Gegenständen: zwei zerrissene Trommeln, zerbrochenes und heiles Tongeschirr, einen Tomahawk, Lederriemen, die von Mäusen zerfressen waren, zwei Pferdeskelette und noch viele andere Hinweise, dass hier Tod und Zerstörung gewütet hatten.

Der Angriff muss überraschend gekommen sein, sonst hätten die Indianer diese Sachen mitgenommen, dachte George, nachdem er noch Schneeschuhe, einige verzogene Bogen, Körbe und Reste von Woldecken und Leder gefunden hatte.

Sein Fuß stieß an ein feines Korbgeflecht. Er hob es auf und hielt eine aus Weidenruten sorgsam gefloch-

tene kleine Wiege in der Hand. Er hängte sie vorsichtig an einen Baum und ging traurig weiter. Er dachte an das Kind, das in dieser Wiege gelegen hatte.

»Die Bibel sagt, dass alle Menschen gesündigt haben und vor Gott nicht bestehen können. Gewalttat ist Sünde, und das hier ist Gewalttat. O Herr, wann wird damit Schluss sein?«

George machte sich bedrückt auf den Rückweg zum Boot. Er zog eine Angelschnur aus seinem Gepäck. Zwischen den Steinen am Ufer fand er Würmer, die ihm als Köder dienten. Dann warf er seine Angel ins tiefe Wasser aus und wartete.

Plötzlich straffte sich die Schnur, etwas zog sie flussaufwärts. George schlug an und holte eine zwanzig Zentimeter lange Forelle heraus. Noch dreimal warf er seine Angel aus, bis er einen zweiten Fisch gefangen hatte.

Dann säuberte er die Fische im klaren Wasser und legte sie sorgfältig auf einen Felsbrocken.

Jetzt brauche ich noch Feuer, dachte er. Durch das Dorf ging er zum Wald und fand bald, was er brauchte: eine alte Zeder mit viel faseriger Rinde. Schnell hatte er genügend Rinde zusammen. Dann kehrte er zum Fluss zurück und sammelte einige trockene Zweige. Schließlich zog er sein Jagdmesser aus der Scheide und schnitt aus einem Stück Kiefernholz kleine Späne zum Anzünden.

Er zerrieb so viel Zedernrinde zwischen den Händen, bis ein kleiner Haufen feinen Zunders im Sand lag. Er fügte etwas Schießpulver hinzu und schlug seinen Feuerstein an. Funken flogen. Beim dritten Versuch sprang ein goldgelber Funke in den Zunder. Eine feine Rauchsäule stieg auf. George ließ den Feuerstein fallen, legte seine Hände um den Zunder und blies leicht hinein, bis kleine Flammen aufflackerten. Nun hatte er sein Feuer. Er legte die Kiefernspäne dazu, dann die kleinen Zweige und zum Schluss einige Äste.

Ich wünschte, es ginge immer so leicht, dachte er zufrieden und erinnerte sich, dass es manchmal eine ganze Stunde gedauert hatte, bis so ein Feuer brannte.

Als das Kanu umgekippt war, war auch der Sack mit dem Maismehl ins Wasser gefallen. George nahm etwas von dem Mehlbrei, würzte ihn mit Salz und Zucker, machte eine Rolle daraus und wickelte sie auf einen frischen Ast, den er so in den Sand steckte, dass der Teig zwar hoch genug über dem Feuer hing, um nicht zu verbrennen, aber auch tief genug, um noch zu backen.

Dann drehte er sich um, um die Fische zu holen. Aber die waren nicht mehr da, wo er sie hingelegt hatte. Sie waren spurlos verschwunden.

»Die sind ja weg!«, rief er erstaunt und schaute sich

um. »Irgendein Nerz, Waschbär oder Vogel war genauso hungrig wie ich.«

Also fing er sich neue Fische. Während sie am Feuer gar wurden, machte er einen Rundgang, um nach dem Dieb Ausschau zu halten.

Als er an den Waldrand kam, blieb er plötzlich stehen und lauschte. Da raschelte doch etwas! *Ich glaube ja nicht an Geister, sonst würde ich denken, einer der Krieger käme zurück, um das Dorf in Augenschein zu nehmen*, dachte er und blickte auf die zerstörten Hütten.

Einige Augenblicke blieb er regungslos stehen und stellte sich vor, wie es wohl am Abend in dem Dorf gewesen war: Die Frauen mahlten Maiskörner zu Mehl, passten auf das Feuer auf und kochten Fleischsuppe. Die Männer saßen zusammen und redeten vom Jagen oder vom Fischfang, während die Kinder spielten.

Langsam ging er zurück zum Feuer, blieb dann wieder stehen und lauschte. *Ich werde das Gefühl nicht los, dass noch jemand hier ist. Ich glaube, dieser Dieb beobachtet mich. Um diese Tageszeit jagen Nerze oder Waschbären nur selten; die sind nachts unterwegs. Möchte wissen, was hier vorgeht.*

Er verzehrte sein Abendessen und sammelte Brennholz für die Nacht. Dabei warf er immer wieder einen prüfenden Blick auf den Waldrand. Er war schrecklich müde,

und die Sonne ging schon unter. Aber er sagte sich: *Ich habe keine Ruhe, bis ich weiß, was hier vor sich geht.*

Er angelte noch einmal, fing zwei kleine Forellen, legte sie auf den Felsbrocken, ging durch das Dorf bis in den Wald hinein und versteckte sich hinter einem Baum.

Kaum war er dort verschwunden, da bewegte sich das Unkraut, als ob etwas aus dem Wald zu den Fischen hinkriechen würde.

George schlich am Waldrand entlang, bis er sich zwischen dem Dieb und dem Wald befand.

Jetzt werde ich ja sehen, ob es ein Vogel oder sonst ein Tier ist, dachte er.

Der Dieb war jetzt in der Nähe des Felsbrockens. Eine dünne, braune Hand kam zum Vorschein und schnappte nach den Fischen.

»Hey!«, rief George und stürzte blitzschnell durch das Unkraut. Und dann sah er den Räuber deutlich vor sich. George war sprachlos vor Erstaunen. Ein kleiner, unbekleideter Indianerjunge, etwa zehn oder zwölf Jahre alt, kroch auf den Wald zu.

George packte ihn am Bein. »Jetzt hab ich dich!«

Der Junge wehrte sich. George musste loslassen, packte erneut zu und erwischte das Bein ein zweites Mal, wurde aber sofort von der Ferse des Jungen am Kinn getroffen.

Der Indianerjunge rollte sich auf den Rücken, wobei er die Fische fest in den Händen hielt, und stieß mit beiden Füßen nach George, der noch rechtzeitig zur Seite springen konnte.

Der Junge versuchte nun, wegzurennen. George rannte ihm nach, holte ihn ein und warf ihn zu Boden.

»Nun mal langsam! Ich will dir doch nicht wehtun! Ich will mir den kleinen Fischdieb nur etwas genauer ansehen.«

Der Junge schlug wie wild um sich, aber George hielt den langsam schwächer werdenden Körper am Boden. Plötzlich hörte der Junge auf zu kämpfen. Seine Kraft hatte nachgelassen und er rang nach Luft.

»Armer Kerl!«, murmelte George, als er den Indianerjungen betrachtete. »Kein Wunder, dass du meine Fische gestohlen hast. Du bestehst ja nur aus Haut und Knochen. Halb verhungert bist du. Die Knie- und Ellenbogengelenke stehen richtig vor, und die Arme sind so dünn wie bei einem Baby.«

Jetzt bemerkte George noch etwas anderes. Er rümpfte die Nase. »Puh, du stinkst ja wie ein Schwein! Hast du dich eigentlich jemals gewaschen? Und deine Haare! Sie gehen fast bis zur Taille und sind völlig verfilzt. Ich würde dich laufen lassen, mein Freund, aber was machst du dann?«

Während ihm George diesen Vortrag hielt, starrte ihn der Junge mit großen, dunklen Augen an. Angst war in ihnen zu lesen, aber sie hatten zugleich auch einen wilden und fast tierischen Ausdruck.

»Komm, mein Freund, wir gehen zurück zum Feuer. Da backe ich dir auch so ein Maisbrot und röste dir die Fische richtig.«

George griff nach den Fischen. Aber der Junge knurrte ihn an und stopfte sich einen Fisch mit dem Kopf voran in den Mund, kaute und schluckte, bis auch der Schwanz verschwunden war. Der andere Fisch nahm den gleichen Weg.

»Armer Kerl!«, seufzte George. Er kniete sich neben den Jungen und redete ihm freundlich zu. »Wo ist nur dein Stamm? Sie haben nicht gut auf dich aufgepasst.«

Vorsichtig nahm George den Jungen in seine Arme und trug ihn zum Feuer, ohne dass er sich wehrte.

George setzte ihn auf die Erde und machte sich daran, ein Essen vorzubereiten. Er backte noch ein Maisbrot, fing einige Fische und stellte alles vor den Jungen hin.

»Iss!«, lud George ihn ein, aber der Junge machte keine Bewegung. »Ach, du verstehst mich sicher nicht.« Er nahm ein Stück von dem Brot und aß es.

»Nun starr mich doch nicht so an! Mach es mir nach: Iss! Das Essen wird dir guttun.«

Aber der Junge starrte weiter vor sich hin und machte keine Anstalten zu essen. George drehte sich um, weil er seine Angelschnur zusammenrollen wollte. Da kam plötzlich Bewegung in den kleinen Indianer: Er griff nach den Fischen und dem Maisbrot und schlang eins nach dem anderen hinunter.

George beobachtete dies aus den Augenwinkeln und drehte sich um. Der Junge hatte ihn nicht aus den Augen gelassen und saß sofort wieder wie versteinert da. Doch kaum hatte George sich wieder seiner Beschäftigung zugewandt, da begann er wieder, heißhungrig zu essen, bis einschließlich der Gräten alles in seinem Mund verschwunden war.

»Du bist ja wirklich schüchtern!« George schüttelte lächelnd den Kopf und ging zum Boot, um die Wolldecken zu holen.

Da hörte er es rascheln und sah gerade noch, wie der Indianerjunge auf den Wald zustürzte.

»Hey!«, rief George und lief ihm nach. »Halt! Komm zurück!«

Aber der Junge blieb nicht stehen und kam auch nicht zurück. Wie ein wildes Tier rannte er durch das Unkraut und verschwand im Wald, wo bereits die Dämmerung einsetzte.

George drang noch etwa zehn Meter in den Wald

hinein. Dann gab er die Verfolgung auf. *Eher kann man den Wind einfangen als diesen kleinen Wilden. Wenigstens hat er für die Nacht etwas im Magen!*, sagte sich George.

Er kehrte zum Feuer zurück und hing seinen Gedanken nach. Das Herz wurde ihm schwer, wenn er an den Jungen dachte.

Ungefähr eine Stunde wartete er. Aber nichts rührte sich.

Ich werde ihn nicht wiedersehen. Am besten denke ich gar nicht mehr an ihn, sagte sich George. Doch es fiel ihm nicht leicht, seine Gedanken anderen Dingen zuzuwenden.

In der hereinbrechenden Dämmerung suchte George am Flussufer nach einem Kiefernast. Er fand ein Stück mit einem knorrigen Auswuchs am Ende, den er so lange ins Feuer hielt, bis er hell brannte. Dann ging er mit dieser Fackel durchs Dorf bis zu der erhalten gebliebenen Rindenhütte. Ein fürchterlicher Gestank kam ihm entgegen. Die Fackel leuchtete auf einen Haufen zerbrochener Muschelschalen, verfaulender Krebscheren und Federn sowie einen Berg von sonstigem Schmutz. Trotz des kühlen Abends befand sich noch eine Unmenge Fliegen und Maden in dem Schmutz.

»Ach!«, seufzte George. »Er lebt wie ein Tier, ist aber doch ein Mensch mit einer lebendigen Seele.«

Auf einmal kam ihm ein neuer Gedanke: *Habe ich nicht eine gewisse Verantwortung für ihn?*

Er schüttelte den Kopf und hörte sich sagen: »Ich verstehe das alles nicht, Herr. Hast du mich hierher gebracht, damit ich ihn treffen soll? Hast du das alles so geführt?«

George beugte sich hinunter und leuchtete in die Öffnung hinein, die als Tür diente. Nichts als Schmutz und Abfall war zu sehen. Von dem grässlichen Gestank wurde ihm übel. Er holte an der frischen Luft noch einmal tief Atem und kroch erneut in die Hütte.

Unter seinen Händen fühlte er den Dreck. Der Fußboden war von einer dicken Schicht aus modrigem Gras und Kiefernnadeln bedeckt. In der äußersten Ecke unter dem einzigen Stück Dach, das noch in Ordnung war, lag ein altes, braunes Bärenfell. Insekten waren am Werk gewesen: Nur noch knapp die Hälfte des Fells war vorhanden, und der Rest war auch schon dünn.

Der Gestank wurde unerträglich. So etwas war ihm noch nie unter die Nase gekommen! Er hielt den Atem an, kroch rückwärts hinaus und stellte sich langsam aufrecht. Er stieß sich noch den Kopf an einem losen Stück der Dachkonstruktion und taumelte an die frische Luft, wo er nach Atem rang.

»Puh!«, schnaufte er. »So lebt ja noch nicht mal ein Tier.«

Er entfernte sich einige Schritte von der Hütte und starrte in die Dunkelheit hinein. »Ich vermute, dass du jede meiner Bewegungen beobachtest. Wenn du wüsstest, was in mir vorgeht, würdest du zu mir gelaufen kommen.«

Ein Vogel stieß einen Lockruf aus. Vom Fluss stieg eine herrlich frische Luft auf und am nachtblauen Himmel erschienen die ersten Sterne. George sah und hörte dies alles, und je dunkler es wurde, desto trauriger und einsamer fühlte er sich. Er hob den Kopf und rief: »Kleiner Wilder!« In seiner Stimme lag eine Sehnsucht, die er nie zuvor gekannt hatte. »Kleiner Wilder, komm doch her!«

Fünf Minuten lang wiederholte er diesen Ruf. Seine Stimme verlor sich in der Wildnis. Die einzige Antwort war das ferne Rufen eines Vogels.

George ging wieder zum Feuer zurück. Bis auf einen Haufen glühender Asche war es niedergebrannt. Seine Fackel war ausgegangen und er suchte sich eine neue. Als sie hell brannte, häufte er Erde auf die Asche, um die Glut zu ersticken. Dann befestigte er die Fackel am Bug des Kanus, stieß sich ab und ruderte weiter stromabwärts.

Ich kann ihn nicht einfangen. Er ist verschwunden, und es hat keinen Zweck, weiter darüber nachzudenken, ob ich ihm vielleicht doch noch mal begegne.

Die Fackel erleuchtete den Fluss um ihn herum. Ge-

spenstische Schatten tanzten auf der Wasseroberfläche hin und her, und die Funken zischten, wenn sie ins Wasser fielen.

Das unheimliche Licht, die Müdigkeit, das verwüstete Dorf, seine eigenen Gefühle – das alles machte ihm Angst. »O Herr«, murmelte er, »warum fühle ich mich so allein? Warum ist das so schwer zu begreifen, dass du mich nicht aufgeben und nicht verlassen wirst?«

Zuerst war er schnell und zielbewusst gerudert, doch allmählich wurde sein Schlag immer langsamer. Schließlich ließ er sich in die Nacht hineintreiben, so beschäftigt war er mit seinen Gedanken.

»Du hast mich doch mit ihm zusammengeführt, Herr. Ich habe Kontakt mit ihm gehabt.« George seufzte tief. »Ich habe ihn gern, und doch laufe ich davon.«

Er ruderte wieder weiter und steuerte auf das Ufer zu, bis das Kanu an einen Felsen stieß. Von dem plötzlichen Ruck fiel die Fackel ins Wasser, und eine zischende Rauchsäule stieg auf. Jetzt lag alles im Dunkeln.

George wartete, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Noch mehr Sterne waren aufgestiegen und der Mond stand über den Baumwipfeln. Er ließ seinen Blick über die in fahles Licht getauchte Wildnis schweifen.

George suchte eine passende Stelle, zog das Boot ans Ufer und band sich ein langes Seil um die Taille für den

Fall, dass er den Indianerjungen fangen könnte. Er hörte, wie am anderen Ufer ein Vogel mit den Flügeln auf das Wasser schlug. Über ihm tschilpte ein Singspatz schläfrig sein Lied.

George ging am Ufer entlang zurück zum Dorf. Es war ein beschwerlicher Weg. Überall lagen Treibholz und Steinbrocken herum, stellenweise war es ziemlich sumpfig.

Er war noch etwa hundert Meter von der Lichtung entfernt, als er Flammen durch die Bäume schimmern sah. *Ich habe das Feuer doch ausgemacht, bevor ich den Platz verlassen habe*, überlegte er und ging vorsichtig weiter.

»Ach, da ist er ja wieder!«

Der kleine Wilde hockte beim Feuer und beobachtete, wie die Flammen das Holz verzehrten. In dem knochigen Gesicht war große Freude zu lesen. Er legte Holz nach, nahm einen langen Stock und schürte damit das Feuer. Funken flogen, und der kleine Indianer beobachtete sie entzückt.

Etwa zwanzig Minuten spielte er so, dann hockte er sich auf einen nahe gelegenen Stein, bückte sich, hob etwas auf und stopfte es in den Mund. Dann wiederholte er das Ganze noch einmal.

»Meine Güte!«, stieß George hervor. »Er isst die Fischköpfe, die ich weggeworfen habe!«

EIN INDIANER

George wandte sich nach rechts und ging dann am Waldrand entlang die Anhöhe hinauf, bis er in der Nähe der Rindenhütte war. *Wenn ich nah genug herankomme und mich verstecke, muss er mir direkt in die Arme laufen, wenn er sich schlafen legen will*, überlegte er.

Durch das hohe Gras kroch er vorwärts. Als er den Kopf hob, sah er, dass das Feuer noch hell brannte, der Indianerjunge aber verschwunden war. Er wartete gespannt und sah schließlich, wie ein brauner Kopf durch das Unkraut auf ihn zukam.

George duckte sich. Der Junge ging in den Wald und kehrte einige Augenblicke später wieder zurück. Er trug etwas im Arm und ging damit zum Feuer.

Zehn Minuten lang war es still. Dann ertönte ein seltsames, leises, rhythmisches Klopfen. George erhob sich und sah den Jungen am Feuer sitzen. Die dünnen Beine hatte er gekreuzt und zwischen seinen knöchigen Knien hielt er eine kleine Trommel. Mit dünnen Fingern trommelte er auf dem schlaffen Leder, und sein hagerer Körper bewegte sich in dem traurigen Takt hin und her.

Mit leiser, kehliger Stimme sang der Indianer ein Lied in seiner Muttersprache.

Plötzlich verstummte der Gesang. Der Indianer zog sich einige Haarsträhnen heraus und ließ sie feierlich ins Feuer fallen.

Er betet das Feuer an, dachte George. Das Herz tat ihm weh. So wirst du Gott nicht finden, mein Junge. Es gibt nur einen Weg zu Gott – Jesus Christus. Aber den kennst du ja nicht!

Das Feuer ging aus und der kleine Indianer verschwand in der Dunkelheit. George konnte nicht sehen, wohin er gegangen war, aber er nahm an, dass er zu seinem Bärenfelllager wollte.

Ich denke, es wird am besten sein, wenn ich hier warte, bis er eingeschlafen ist, dachte George.

Er wartete eine Stunde lang. *Jetzt müsste er schlafen.* Vorsichtig arbeitete er sich durch das Unkraut vor. Der Mond warf ein sanftes Licht auf die Umgebung.

Als George sich der Rindenhütte näherte, stieg ihm wieder der starke Geruch in die Nase, der in der Luft lag. Je näher er herankroch, umso schlimmer wurde der Gestank.

»Herr, hilf mir!«, stieß er hervor, als er den Eingang erreicht hatte. Er kroch hinein. Mit dem Knie stieß er an einen Stein. Unter seinen Händen fühlte er wieder den schlammigen Schmutz.

Von dem Gestank wurde ihm fast übel. Langsam erhob

er sich in die Hocke. Mit den Füßen stemmte er sich in das modrige Gras und streckte die Arme aus.

Eigentlich müsste er unter dem Fell liegen, dachte George.

Er erhob sich und packte zu. Seine Hände griffen hierhin, dorthin – nichts außer dem Bärenfell. Er untersuchte das ganze Fell, aber außer modrigen Kiefernadeln und Gras fand er nichts darunter.

Enttäuscht kroch George zurück.

Am Eingang richtete er sich auf und sog mit vollen Zügen die frische Luft ein. Der Mond erleuchtete die Nacht mit seinem milden Licht. Die ruhige Wasseroberfläche hob sich silbergrau von den Bäumen dahinter ab. Es war ein traumhaft schöner Anblick, der die Fantasie anregte.

Die Lichtung zwischen der Rindenhütte und dem Fluss schien lebendig zu werden. Das Unkraut war nicht länger Unkraut, sondern wurde zu einem dunkelgrünen Samtteppich, der die Erde bedeckte. Die Baumstümpfe wurden zu kleinen, geheimnisvollen Männchen, die auf diesem Teppich kauerten. Die verkohlten Überreste der niedergebrannten Häuser sahen nicht mehr so hässlich aus, sondern erschienen wie bizarre Bäume und Büsche.

Unschlüssig stand George da.

Die stämmigen Männer schienen George anzustarren und zu fragen, was er jetzt wohl tun würde.

Plötzlich bewegte sich einer der Männer. George trat in die Dunkelheit des Eingangs zurück. *Wie ein brauner Schatten*, schoss es ihm durch den Kopf. Der Junge bahnte sich einen Weg durch das Unkraut direkt auf ihn zu.

George hielt den Atem an und wartete gespannt. Es kostete ihn viel Überwindung, nicht auf den Jungen zuzurennen. Seine Spannung steigerte sich immer mehr.

Brauner Schatten kam näher. Noch fünfzehn Meter, noch zehn ... fünf ... drei ...

Da entdeckte der Junge ihn, fuhr zusammen und drehte sich blitzschnell um.

»Halt!«, rief George, sprang vor und schlang seine Arme um den hageren Körper.

Mit scharfen Zähnen riss der Junge an Georges Lederjacke. Er brüllte wie am Spieß und versuchte verzweifelt, George mit gekrallten Fingern die Augen auszukratzen. Dann traf George ein Schlag in die Magengrube.

Doch plötzlich, wie schon einmal, schienen den Jungen die Kräfte zu verlassen. Er gab den Widerstand auf.

»Jetzt habe ich dich, Brauner Schatten!«, triumphierte George.

Noch einmal wehrte sich der Indianer, packte nach Georges Haaren und riss und zerrte daran. Aber George drückte ihm rasch wieder die Hände herunter.

»Das Beste wird sein, du bekommst erst gar keine Gelegenheit mehr zum Weglaufen.« Damit legte er den Jungen auf den Boden und hielt ihn vorsichtig fest. Dann wand er sich den Lederriemen vom Leib, band damit die Hände des Jungen zusammen und schlang das übrig gebliebene Ende des Riemens um das knochige Fußgelenk. »Das wär's! Jetzt gibt es keine Extratouren mehr!«

Der Weg zum Kanu nahm einige Zeit in Anspruch. Als George schließlich dort ankam, war er todmüde. Er machte Feuer, sammelte ausreichend Brennholz für die Nacht und breitete die Decken aus. Mit einem seiner Hemden deckte er den Jungen zu. Das Hemd war so groß, dass es dem Jungen bis an die Knie ging. Dann legte sich George hin, um zu schlafen. Anfangs behielt er den Jungen im Auge und legte eine Hand auf seine hagere Schulter. Der Gestank war aber so fürchterlich, dass er sich bald auf die andere Seite drehte und sofort einschlieft.

Nach einiger Zeit erwachte er wieder und bemerkte, dass sich sein Gefangener vorsichtig bewegte. »He, du Gauner!«, rief er. Der Junge hatte den Riemen an den Handgelenken durchgebissen und wollte gerade die Füße befreien.

George richtete sich auf und sofort stieß ihm der kleine Wilde seine zusammengebundenen Füße in die Seite. Dann versuchte er wegzukrabbeln.

»O nein, so nicht!«, rief George. »Ich bin fest entschlossen, dich mitzunehmen.« Er band dem Jungen die Hände auf dem Rücken zusammen – zwar nicht so, dass es ihm wehtat, aber doch eben fest genug.

Schließlich legte er sich widerwillig dicht neben den Jungen, die linke Hand auf dessen Schulter.

Allmählich dämmerte der Morgen. Strahlend ging die Sonne auf. George schoss zum Frühstück zwei Eichhörnchen und briet das Fleisch. Als es fertig war, nahm er ein Stück in die Hand und hielt es dem Jungen hin. Der schnappte zu und grub seine scharfen Zähne in Georges Daumen.

»Au!«, schrie George erschrocken. Das Blut tropfte aus der Wunde. »Ich glaube, du hast mehr von einem Tier als von einem Menschen.«

Er wusch die Wunde aus, spießte anschließend ein Stück Fleisch auf das Ende eines schmalen Stocks und hielt es Brauner Schatten hin.

Zunächst wollte dieser nicht zugreifen, doch schließlich siegte der Hunger und er begann zu essen.

Er aß, bis der größte Teil des Eichhörnchenfleisches und ein großes Stück Maisbrot verzehrt waren.

Nach dem Frühstück ließ George das Boot zu Wasser und stieß ab. Er hoffte, dies würde nun der letzte Teil seiner Reise sein. Dann band er den Indianer los.

»Ich will dich nicht wie einen Hund an der Leine halten. Wenn du dich ruhig verhältst, wirst du nicht mehr gefesselt.«

Der Junge kauerte sich niedergeschlagen in eine Ecke des Bootes.

George hielt auf die Flussmitte zu und ruderte mit kräftigen und regelmäßigen Zügen. Die Sonne schien hell und warm. Gegen Mittag wurde er schläfrig. Er gab sich Mühe, gegen die Müdigkeit anzukämpfen, denn er wollte so schnell wie möglich vorwärtskommen, aber die Anstrengungen des gestrigen Tages waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er warf einen Blick auf seinen Gefangenen. Der Kopf des Jungen war vornübergebeugt, die Haare hingen ihm wirr ins Gesicht.

George holte das Paddel ein und ruhte sich einige Augenblicke aus.

Der Kopf des Indianers fiel auf die Seite, seine Augen waren geschlossen: Er schlief.

George gähnte und reckte sich, und plötzlich sank sein Kinn auf die Brust und er fiel in einen leichten Schlaf.

Auf einmal schwankte das Boot und George hörte ein Platschen. Erschreckt hob er den Kopf, öffnete die Augen und sah Brauner Schatten auf das Ufer zuschwimmen. Georges Hemd hatte er im Kanu zurückgelassen.

George ergriff das Paddel und jagte dem schwimmenden Jungen nach.

»Einen Schatten zu fangen, ist schwer, aber ihn festzuhalten, ist mindestens genauso schwer.« Während George dies sagte, war er bis auf etwa einen Meter an den Jungen herangekommen. Er nahm das Paddel in die linke Hand und versuchte, mit der rechten die schwarzen Haare zu greifen. Doch bevor er dazu kam, tauchte der Junge unter.

Zunächst dachte George, der Kerl würde ertrinken, aber da tauchten die schwarzen Haare drei Meter stromabwärts wieder auf. Das Kanu trieb dicht an ihn heran. George beugte sich vor, aber der Junge tauchte unter dem Boot hindurch.

»Wenn ich nicht aufpasse, entkommt er mir noch!«, stöhnte George und folgte dem Jungen, der inzwischen wieder näher ans Ufer gekommen war.

Dem jungen Indianer wurde die Luft knapp. George lenkte das Boot so, dass es sich zwischen dem Ufer und dem Ausreißer befand. »Was willst du jetzt machen?«, fragte er mit leiser Stimme.

Der Junge drehte sich und schwamm wieder auf die Flussmitte zu. Die Strömung war dort stärker und trug ihn flussabwärts. Doch rasch ließen seine Kräfte nach. Er rang nach Luft und begann, Wasser zu schlucken.

»Langsam wirst du müde. Jetzt kann ich dich wieder auffischen!« George ließ sich herantreiben.

Wieder versuchte der Junge, zu fliehen, aber seine Arme und Beine bewegten sich nur noch schwach unter dem Wasser. Schließlich tauchte sein Kopf auf und George konnte ihn packen. Er ließ sich hängen und gab allen Widerstand auf.

Mit einer Hand steuerte George das Boot zum Ufer, während er mit der anderen den Indianer hinter sich herzog. Als er das seichte Wasser erreichte, sprang er aus dem Boot. Ohne Widerstand ließ sich der Junge hochheben und ins Boot legen. Er stieß einen Seufzer aus, schloss die Augen und schlief sofort ein.

George band ihm lose die Hände und Füße zusammen und deckte seinen Körper mit einer Wolldecke zu. »Wie lange brauchst du wohl noch, bis du endlich begreifst, dass ich dein Freund bin? Ich will für dich sorgen, dir zu essen und Kleidung geben, will dir etwas beibringen und – wenn du es zulässt – dich lieb haben. Doch selbst wenn du es nicht willst, werde ich dich lieb haben.«

George setzte seine Fahrt fort. Er schoss zwei Enten, briet sie und bereitete wieder kleine Maisbrote zu. Nach dem Essen ging es wieder weiter. Sein Gefangener saß vorne im Kanu und ruhte sich aus.

George versuchte, mit ihm zu reden. »Wer bist du, mein Junge? Wie heißt du? Wo ist deine Mutter, wo dein Vater?«

Doch Brauner Schatten regte sich nicht.

George sprach weiter mit ihm: »Ich will dir etwas von mir erzählen. Ich heiße George Lockan und komme aus Albany. Mein Vater und meine Mutter haben dort eine Bäckerei. Natürlich hilft meine Schwester auch mit. Mein Vater hat seinem Land gedient. Im letzten Jahr schlich er sich hinter die englischen Linien, um Informationen für die Siedler im Westen zu sammeln. Im Frühjahr wollte er zurückkehren, um für uns ein Haus zu bauen, aber dann blieb er doch dort, um das Kriegsende abzuwarten.«

George unterbrach sich einen Moment und fuhr dann fort: »Und ich bin auf dem Weg zu meinen Freunden. Fünf warten auf mich. Da ist einmal Carl Ives. Er kennt sich in den Wäldern aus, schließlich war er jahrelang Scout. Er kann auch noch vieles anderes. Er war Händler – Pelze und dergleichen – und auch schon Landvermesser. Außerdem baut er Hütten. Aber – was noch viel wichtiger ist –: Er ist ein Christ.

Als ich ihn das erste Mal sah, bemerkte ich, dass er Adlerflügel in die Spitzen seiner Mokassins eingearbeitet hatte. Diese sollten ihn immer an einen Bibelvers erinnern, nämlich an Jesaja 40,31: »... aber die auf den Herrn

hoffen, gewinnen neue Kraft, sie heben die Schwingen empor wie die Adler, sie laufen und ermatten nicht, sie gehen und ermüden nicht.< Wenn er traurig oder enttäuscht war, sollten ihn diese Adlerflügel daran erinnern, allein auf Gott zu vertrauen. Ich habe das inzwischen auch begriffen.«

George ließ das Kanu treiben, während er über all das nachdachte. »Ich weiß jetzt auch, dass es nichts Wichtigeres im Leben gibt, als Jesus als seinen persönlichen Retter zu haben. Alles, was man aufbaut, fällt eines Tages wieder zusammen. Alles, was man sagt, erreicht ein paar Ohren und verklingt dann wieder. Und alles, was man im Leben aufhäuft, muss man eines Tages zurücklassen.

Mr Watson hat einmal gesagt – er ist auch einer meiner Freunde, er und seine Frau und Pam, ihre kleine Tochter. Also, Mr Watson hat einmal gesagt: »Ein Christ hat nur eine Aufgabe auf der Welt: andere Menschen zum Herrn Jesus Christus zu führen. Das allein bedeutet, sich Schätze im Himmel zu sammeln.< Und das möchte ich auch bei dir tun, mein Freund.«

Die nächsten zehn Minuten ruderte er still weiter.

Vieles bewegte ihn. Er dachte an Mrs Watson und die kleine Pam. Sicher hatte sich Pam in der Zwischenzeit sehr verändert; sie war jetzt wohl eher ein kleines Mädchen als ein Baby.

Dann erzählte er weiter: »Da ist noch jemand, den ich bisher nicht erwähnt habe.« Es kam ihm etwas komisch vor, mit jemandem zu sprechen, der kein Wort verstehen konnte, aber durch das Sprechen sollte die Zeit schneller vergehen. »Und dieser Jemand ist ein Mädchen.« George merkte, wie er rot wurde.

Um seine Verlegenheit zu verbergen, ruderte er kräftiger, sodass die Wellen, die das Boot erzeugte, kleine weiße Schaumkronen bekamen und plätschernd ans Ufer schlugen.

»Sie heißt Maud.« George lachte verlegen. »Ich bin wirklich froh, dass du nicht verstehst, was ich dir vorquatsche! Ich habe das Mädchen wirklich gern. Sie ist siebzehn, ein Jahr jünger als ich. Und sie ist größer als die meisten Mädchen: Sie reicht mir fast bis an die Schultern. Außerdem ist sie viel hübscher als alle anderen Mädchen. Ihr Haar leuchtet honiggolden in der Sonne und sie hat blaue, tiefblaue Augen.«

George hatte den Indianerjungen völlig vergessen. Er versuchte, alle seine Gedanken und Träume in Worte zu fassen. »Sie ist kraftvoll und – mutig. Ja, das ist sie: mutig! Einmal wurde sie von Indianern gefangen genommen. Ich jagte ihnen nach. Es war nicht so einfach, aber mit Gottes Hilfe konnte ich sie befreien. Aber es war Schnee gefallen, und deshalb konnte uns ein Indianer folgen und

uns einholen. Er hätte mich sicher getötet, aber da fand Maud einen Knüppel und schlug ihn nieder. Er war nicht zu schwer verletzt, aber wir konnten entkommen.«

George war überrascht, wie sehr ihn das alles beschäftigte. Er dachte an dieses Mädchen, das er bald sehen würde. »Nie habe ich gewagt, das alles auszusprechen, obwohl es mir immer im Kopf herumgeht.« Er erinnerte sich, wie ihre Hand in der seinen gelegen hatte, als sie nach der Flucht vor den Indianern wieder nach Hause zurückgekehrt waren. Ihre Hand war kraftvoll und doch zugleich warm und weich gewesen.

»Ich habe sie gern!«, brach es aus ihm heraus. »Ich-ich ...« Er konnte nicht in Worte fassen, was er eigentlich sagen wollte.

Die Vorfreude stieg. Einige Kilometer lang paddelte er mit aller Kraft.

Plötzlich sah er am linken Flussufer ein Feld. Es war zwar abgeerntet, aber man konnte noch erkennen, dass es ein Maisfeld gewesen war.

»Hey, Brauner Schatten! Jetzt sind wir bald da. Bald sind wir in Greenfield!« Die Erwartung übertrug sich auf Arme und Handgelenke, und er ruderte wie wild den Fluss hinunter.

»Da, wieder ein Feld! Diesmal ist es ein Weizenfeld. Der Weizen ist fast reif. Und guck mal da! Frisch geschlagene

Zaunpfähle.« George hob den Kopf und hielt die Nase in den Wind. »Es riecht nach Rauch von einem Holzfeuer. Jetzt kann es wirklich nicht mehr weit sein.«

Allmählich wurde der Geruch stärker. Rhythmische Schläge klangen zu ihm herüber. »Das ist wie Musik in meinen Ohren, Junge. Da werden Bäume gefällt!«

Bald darauf gab es noch mehr zu sehen. »Da, zwei Kühe! Und sieh da! Ein Pferd! Und ...«

George kam nicht weiter mit seiner Aufzählung. Ein Schuss krachte. Die Kugel schlug nur knapp zwanzig Zentimeter neben dem Boot ins Wasser. Ein Hund kämpfte sich durch das Buschwerk am Ufer und lief auf und ab, wobei er wütend bellte. Hinter ihm erschien ein Mann, der im Vorwärtsstolpern sein Gewehr neu lud.

Dieser Überfall kam so plötzlich und überraschend, dass George zunächst gar nicht begriff, was der Mann wollte. Er beobachtete, wie sich dieser hinkniete und bedächtig zielte. Ein Blitz, ein Knall, und die Kugel traf das Boot nur wenige Zentimeter von der Stelle entfernt, wo George saß.

»Hallo!«, rief George und begriff plötzlich. »Halt! Ich bin ein Freund und kein Feind. Nicht schießen!«

Die Strömung trug das Kanu weiter flussabwärts. Der Mann arbeitete sich unbeholfen durch das Buschwerk am Ufer, während er erneut lud.

Der Hund bellte wie verrückt. Er raste in dem seichten Wasser wild hin und her.

»Hey!«, rief George noch einmal. »Nicht schießen! Ich will mit Ihnen reden.«

Währenddessen hatte sich der Mann wieder hingekniet und zielte. Er zögerte einen Augenblick, dann stand er auf, die Waffe im Anschlag. »Dreh sofort um und komm hierher! Aber denk dran: Ich habe dich im Visier. Nur eine falsche Bewegung – und ich drücke ab. Ein drittes Mal schieße ich nicht daneben!«, schrie er.

George hörte einen Augenblick auf zu rudern und überlegte, ob er davonjagen sollte. Aber er befand sich auf dem offenen Wasser und hatte absolut keine Deckung. Er wusste, dass er keine Chance hatte.

»Ich zähle bis drei. Wenn du dann nicht gedreht hast und hierher kommst, dann ...« Der Kerl kniete sich erneut ins Gras und legte das Gewehr an. »Eins ... zwei ...«

George drehte das Kanu und ruderte auf den Mann zu, hielt sich aber immer etwa sechs Meter vom Ufer entfernt.

Der Mann staunte nicht schlecht. »Du bist ja ein Weißer! Ich dachte, du wärst ein Indianer. Schließlich siehst du genauso wie ein Indianer aus: schwarze Haare, dunkle Hautfarbe, Lederkleidung, Indianerkanu ...« Er war etwas verlegen. »Ich dachte, du wärst ein Indianer, dabei bist

du ein Weißer.« Der Mann starrte mit glasigen Augen auf George. Dann aber fiel sein Blick auf den Indianerjungen. Bewegung kam in das fleckige, aufgedunsene Gesicht. »Aber das ist ein Indianer! Er ist wirklich ein Indianer!«, rief er aufgebracht. »Mit dem gebe ich mich nicht lange ab. Der muss dran glauben!«

George drehte das Boot, sodass er mit seinem Körper den Jungen verdeckte. Über die Schulter rief er dem Mann zu: »Seien Sie vernünftig! Er ist zwar ein Indianer, aber er ist nur ein Junge. Außerdem ist er gefesselt und hat weder ein Gewehr noch einen Bogen, noch ein Messer. Er kann nichts tun!«

»Aber er ist ein Indianer!«, brüllte der Mann, spuckte aus und kam herangestolpert. »Mit solchen Bestien gebe ich mich nicht lange ab. Mach, dass du aus der Schusslinie kommst! Wenn nicht, dann erschieße ich euch beide, denn wer ein Freund der Indianer ist, kann nicht mein Freund sein.«